

Radio Wind

Der Sand ist warm. Die beiden Hunde und ich liegen am Wasser. Die Hunde haben den Kopf auf den Pfoten abgelegt, aber glaube niemand, sie wären dadurch weniger aufmerksam. Ihre Sinne sind wachsam, jede Luftbewegung zu erfassen, jeden Laut nach seiner Wertigkeit zu interpretieren. Ich liege auf dem Rücken. Den Kopf auf den verschränkten Armen lasse ich die Wolken wie Schiffchen über mir vorbeisegeln. Die Musik, der wir lauschen, kommt von *Radio Wind* mit seinem tagtäglichen Hör-Programm.

Ganz leicht nur streift ein Lufthauch das Ohr, mit einer Melodie von Gräsern und Halmen, von Blättern und Geäst. Und der See hält das Notenblatt bereit, in den feinen Wellenlinien einen Abdruck von dem aufzunehmen, was an sanften Tönen über das Wasser streicht, fort und fort. Sicherlich wird man lange suchen müssen, eines dieser Notenbücher in die Hände zu bekommen, wer weiß, von welchem Verlag und für welchen Gegenwert.

Auch die Frau lässt manchmal, mit zärtlicher Nähe, Gesprochenes mir ins Ohr gehaucht wie eine Melodie zukommen, mich daran zu erinnern, ein Liebster zu sein. Niemand darf das mithören, auch die Kinder nicht, weil die doch immer auf der Lauer liegen, das Geheimnis, wie sie wohl auf die Welt gekommen seien, zu ergründen. Und dann plagen sie sich mit der Frage, ob in der Buchstabensuppe die für diese heimliche Liebkosung notwendigen Schriftzeichen überhaupt zu finden und auf den Tellerrand ausgelegt werden könnten: *Liebster*. Weiterführende Überlegungen könnten aber auch dazu führen, sich an den mit spitzer Feder zeichnenden Uli Stein zu erinnern und aus der Buchstabensuppe Wörtchen zusammenzusuchen, die mit kleinem *f* beginnen und mit *icken* enden, sofern ihnen *Liebster* als aller Anfang von Liebelei und Kinderkriegen etwas sagt.

Mit *mein Allerliebster* von einer Frau betitelt zu werden, sollte einen aber vorsichtig machen, bei allen weiteren lebenswichtigen Entscheidungen, weil damit ein Alleinvertretungsanspruch nicht unbedingt gesichert sein muss. Denn der ausgesuchte *Allerliebste* von wie vielen anderen Liebsten möchte man denn gerne sein?

Über *Radio Wind* erklingt ein bisschen das Lied *Blood Brothers* von Bruce Springsteen. Die Hunde lauschen, wie ich meine Version summe, dass es darum geht sich treu zu bleiben und nicht aufzugeben zusammen mit den Freunden, sich das bisschen Lebensglück nicht von dornigem Gestrüpp überwuchern zu lassen.

Doch im wirklichen Leben gibt es keine Metaphern, nur das sich mühende und abstrampelnde Überleben von Millionen mit einer Begleitmusik, auf deren Komposition, Lautstärke und Auswahl sie nach heutigen Regeln keinen Einfluss haben. Und manchmal klingt es wie Hohn oder auch Wichtigkeit, alles andere in den Schatten stellend, wenn man nur weiß, in welch elenden Bleiben etwa ein Drittel der Weltbevölkerung lebt, wie viele Kinder verhungern, wie viele Menschen durch heutige Kriege getötet, verletzt oder vertrieben werden, wie viele Menschen ohne medizinische Versorgung auskommen müssen und wie viele Menschen in der Jetztzeit immer noch von den einfachsten Bildungsmöglichkeiten ausgeschlossen sind, und was könnte man nicht noch alles mehr aufzählen. Und das ist nicht im Mindesten einfach nur ein Schicksal, das etwa die Hälfte der zur Zeit lebenden Menschen ereilt hätte, nein, es ist das Ergebnis menschtätiger Machenschaften und kommt gescheitelt und mit lackierten Fingernägeln daher. Man sieht sie jeden Tag laufen, immer wichtigtuerisch, kein Mikrofon auslassend, sich ständig selbst als höhere Wesen herausputzend. Sie zeigen immer mit dem Finger in der Welt herum, moralisch empört größte und kleinere Verbrechen vorbereitend.

Radio Wind ist keiner der üblichen Sender, sondern weiß Verursacher und Antreiber für diese unzähligen Verbrechen beim Namen zu nennen, bringt es auf den Begriff. Selbstredend. Und ich weiß: ohne einen wirklichen Begriff von etwas kann man nicht auskommen, wenn man sich tieferen Wahrheiten nähern will. Ohne dem wäre Wissenschaft wie eine Wassersuppe und muss doch reichlich alle Buchstaben mit Würze und Fettagungen enthalten, auf dem Tellerrand begrifflich geordnet von *A* wie *Armut* bis *K* wie *Kapital* oder *Krieg*, um den Zorn gewähren zu lassen.

Einhalt sei geboten! Sträuben sich nicht die Härchen im Nacken der Gedanken bei derlei Gerede über die Welt? Muss nicht ein Autor vor Sehenden und Hörenden beweisen, dass er sich müht, der textlichen Bestimmung genüge zu tun?

Genüge zu tun! Was ist das? Geht es nicht bei allem Schreiben vor allem darum, niemandem nach dem Munde zu reden, keinem sich zu unterwerfen und alles nur auszurichten auf einen Zugewinn von Erkenntnis der Weltverhältnisse, zu denen, das sei betont, auch die überweltlichen gehören?

»Aber, aber ... der Rezipient«, wird an dieser Stelle die Frau, die Hüterin literarischer Verantwortlichkeiten einwenden wollen, »der Leser kann nur nachvollziehen, wovon er ergriffen worden ist.«

»Ja«, werde ich antworten, »aber nur in Form eines Begriffs von dem, was Wirklichkeit beinhaltet und bedeutet.«

Lärm entsteht. *Radio Wind* schaltet ab. Und dabei hätte ich doch das Lied von Bruce Springsteen noch liebend gerne weitergehört. Auch wenn ich so, wie er auf Englisch singt – der Bruce, diese andere Stimme Amerikas – kein Wort verstehe: den Text dazu braucht mir keiner zu erklären, er sitzt tief in mir, über die Jahre hineingewachsen. Und ich glaube, vielen wird es so gehen, wie mir mit Bruce, fühlen mit Musik sich gemein. Und es sollte wohl sein, dass Musik

das bewirken kann, was alle Kunst und mit ihr die Literatur auf ihrem jeweiligen Gebiet vermögen: das Einssein mit dem Leben.

Der Lärm ist Gekreische, Gejohle, Gerenne, Gerede, Lachen und Foppen. Dazwischen Radiotöne oder sonst was. Eine Gruppe Jugendlicher hat sich nicht weit von mir und den Hunden entfernt an dem kleinen Wetterunterstand eingefunden und beunruhigt unsere Liegelust. Manche der in die Luft geschleuderten Wörter von dort fliegen bis zu uns herüber. Immer ist auch »Halt's Maul«, »Fick dich« und »Fick deine Mutter« dabei.

Schade, die Muße ist vorbei. Dabei hätte ich gerne noch eine Weile vor mich hingedacht. Denn hier am Wasser, das ist für uns, – die Hunde und mich – eine Lebenslage, da kommt das Denken von allen Seiten, sich mit Wichtigkeit zu melden. Wobei, wenn ich die Hunde ansehe, wie sie sich reckeln, die Annahme, auch sie könnten vielleicht ein bisschen Denkbarees als Hundephilosophie durch sich hindurchziehen lassen, so nicht unbedingt anzunehmen sein dürfte.

Was ich aber dachte, muss noch eben schnell erzählt werden: Ich hatte mir vorgestellt, wenn ich einmal tot bin, dann hätte ich gerne ein kleines Begräbnis, nichts Großes, eben nur was Kleines mit Musik von Bruce und zum Schluss von den Großmeistern der Liedermacherei: Wader, Wecker und May. Vielleicht *Gute Nacht Freunde, es ist Zeit für mich zu gehen ...* Und ich kann mir gut vorstellen, wie Ihr alle dasitzt, ganz allmählich innerlich mitsummt und euch heimlich umseht, bis die Frau, wie in ihrer neuen ersten Klasse, die Stimme erhebt und Euch allen das Mitsingen erlaubt. Dann werde ich ein letztes Mal durch die vielen Blumen gucken, Euch zuhören und eine Zugabe verlangen, bevor ich mich auf den Weg mache und Ihr auf mein Wohl einen trinken geht.

Was los ist? Nichts. Kann man was für die Heerscharen von Gedanken, die durch einen hindurchziehen?

»Ja«, wird die Frau sagen, »man kann. Schließlich gibt es einen Unterschied zwischen Denken und Nachdenken und man muss gedanklich nicht immer alles einfach laufen lassen. Man kann sich einen Gedanken verbieten oder vor der Zulassung auf die Sinnhaftigkeit hin abtasten und überhaupt durch Rationalität Abwegigkeiten erst gar nicht aufkommen lassen.«

Na ja, aber schweifen lassen, mal hier hin, mal da hin zu gucken, was sein und werden könnte, will ich die Gedanken schon. Und dazu gehört auch das mit dem Tod von einem selbst. Es gibt Augenblicke, da kann man nicht daran vorbei. Und mit *Radio Wind* fragt man sich halt manchmal nach der Größe der Welt, wie alles werden wird und wo man selber bleibt. Und dann kommen sie, die bösen Gedanken und suchen nach dem Bösen und fragen und fragen, und die Antworten müssen auch noch selbst ausgedacht werden, will man nicht mit Schimpf und Schande aus dem Klassenzimmer der Wahrheit auf das Büßerbänkchen strafversetzt werden.

»Kommt, Mascha, Jolie«, sage ich zu den Hunden, »wir gehen nach Hause. Und lasst nichts liegen!«

Überflüssig, das zu äußern. Was soll schon liegen bleiben? Aber ich denke, durch diesen kleinen Hinweis werden die Hunde den Sendeplatz von *Radio Wind* mit besonderer Achtung in Erinnerung behalten.

Wir müssen an den Jugendlichen vorbei, habe ich entschieden, sonst müssten wir den weiten Weg anders herum um den See nach Hause gehen. Der Lärm ist nicht geringer geworden, im Gegenteil, als würde er in geleerten Flaschen hausen und nun mit splitterndem Glas freigesetzt. Als müssten die Mädchen mit spitzen Tönen ihre Anwesenheit beglaubigen und die männlichen Pole ihre Anziehungskraft mit Lautstärke und Imponiergehabe unter Beweis stellen.

Der Weg führt am See entlang, unterhalb der kleinen Wetterhütte, die den Jugendlichen als Bühne dient. Von dem Unterstand aus ist das Gelände bis zum See abfallend und der Weg ungefähr zehn Meter entfernt.

»He Alter, was hast du für scheiß Hunde!«, kommt es aus Richtung Hütte und eine leere Büchse gegen einen der Hunde, gegen Mascha. Ich hatte mir vorgenommen, ohne Umschweife und erkenntliche Notiz an den Burschen und Mädels vorbei, mit den Hunden bei Fuß heimwärts zu streben, komme nun aber mit aufwandelndem Widerspruch nicht umhin, mit dem Großtuer Blickkontakt herzustellen. Meine wie auch immer geartete Erwartung, aus dem Äußeren des Burschen kurzschlüssig einen Migrationshintergrund ableiten zu müssen, erleidet eine blamable Niederlage, denn blond und blauäugig grient es aus der tief hängenden Hose zu mir herüber und will von mir auch noch wissen, was ich so blöd guckte.

Ein Mädchen, eher nach dem aussehend, was mir als Vorurteil vorschwebte, dunkelhaarig und dunkeläugig, Jeans zerrissen, Bierdose in der Hand schwenkend, mischt sich laut ein: »Mensch Luki, lass das, lass die Leute zufrieden!«

»Ach, fick dich! Der soll abhauen, das alte Arschgesicht!«

Nun weiß ich nicht, wie er darauf kommt, dieser Luki, wahrscheinlich *Lukas* im amtlichen Leben, dass die Hunde *scheiße* seien und ich ein *altes Arschgesicht*, überlege mir aber blitzartig, wie ich zu reagieren bereit sei, und etliche Szenarien aus U-Bahnen, wie sie von handelsüblichen Sendern in die Welt posaunt werden, kreiseln vor dem inneren Auge, während das äußere Anstalten von Luki vermeldet, mir näher zu kommen.

Oh nee, dazu habe ich nun überhaupt keine Lust, mich von so einem in eine unliebsame Situation mit unvorhersehbaren Resultaten zwingen zu lassen. Also muss kürzestmöglich sich mir ein Rettungsschirm entfalten und wird mir auch prompt gereicht aus der

Schatulle des eigenwilligen Humors, auch wenn der Kopf kurzfristig noch diskutieren möchte, ob es nicht doch ein Galgenhumor sei. Aber es ist keine Zeit für Witzchen!

Auf einem Gedächtniszettelchen zum Spicken haben die kleinen Helfershelfer im Kopf eiligst notiert: *Du hast die Hunde. Du hast ihnen als Show für die Kinder so manchen Bluff beigebracht. Denk an die Geschichte: Gans mit Hunden in der Schule. Nimm davon was! Irgendein Kunststück, zum Beispiel: Wie wird böser Junge lieb?*

Also gut! Ich stelle mich vor die Hunde, im Rücken das drohende Unheil, das sich mir möglicherweise nähern könnte. Das verursacht in mir Verunsicherung. Dennoch lasse ich mich nicht mehr davon abbringen, die bestiegene Bühne zu verlassen. Ich breite die Arme aus, sehr langsam, drehe die Handflächen nach oben und wieder zurück, dass sie zum Boden zeigen. Die Hunde, ganz auf mich konzentriert, legen sich langsam hin, mit angespannt erhobenen Kopf.

Ganz still ist es hinter mir geworden, als würden alle den Atem anhalten. Auch der Anstifter scheint sich in meinem Rücken nicht mehr zu rühren.

Nun gehe ich in die Hocke und flüstere den beiden Hunden etwas in die Ohren. Dann lasse ich mit der Hand vor meiner Brust mit Zeige- und Mittelfinger ausgestreckt eine weit ausholende Geste folgen, ganz bedächtig auf den Garstling zeigend. Von Winnetou und Old Shatterhand habe ich mir diese Gestik abgeguckt, als Zeichen des Abschieds, wie ich mich zu erinnern meine. Aber egal, Hauptsache, es sieht bedeutend nach was aus und die Hunde sind darauf geschult.

In dem Moment, in dem meine beiden Finger auf den Blondem, den Luki zeigen, erhebt sich Jolie blitzartig und prescht an eine Liegestelle rechts von dem Burschen, im gleichen Abstand wie bisher,

sprungbereit, sodass das Kerlchen jetzt rechts von der Hütte, hinter sich von Gebüsch und ansonsten von je einem Hund umstellt ist.

»So«, sage ich leise in die Stille hinein und gehe auf den Großsprecher zu. »Eine falsche Bewegung und du bist geliefert. Jolie, zeig' ihm mal deine Zähne.« Und Jolie weiß ein Gebiss zu blecken, in dem die Eckzähne drohend herausragen. Mit leisem Knurren aus der Kehle unterstreicht sie ihre Bereitschaft, böswillig einen Feind in Schach zu halten. »Wie du siehst, kommst du hier ungeschoren nicht mehr weg. Das da am Weg ist Mascha. Schutzhundprüfung drei mit Bravour bestanden. Du hast ab jetzt genau zwei Minuten, geradewegs zu Mascha zu gehen, dich vor Mascha hinzuknien, ihr eine Hand auf den Kopf zu legen und dich zu entschuldigen, und zwar laut und deutlich, dass es alle hören können: *Mascha, entschuldige bitte, ich schwöre, ich werde es nie wieder tun!* Genau das ist dein Text und solltest du es in der Zeit nicht fertigbringen, werden dir beide Hunde ohne zu zögern sofort deine Hose ausziehen. So, deine Zeit läuft!«

Zur Unterstreichung des Gesagten deute ich mit erhobenem Zeigefinger in Richtung Mascha, von ihr besondere Aufmerksamkeit als Sprungbereitschaft einfordernd und Blondschoopf Luki die Ernsthaftigkeit und damit Ausweglosigkeit seiner Lage zu verdeutlichen. Mascha bestätigt das Gemeinte mit einem knurrenden *Wuff*.

Den anderen sehe ich die Spannung an, mit der sie auf das weitere Schauspiel warten. Ehrlich gesagt: auch ich fiebere innerlich einem guten Ausgang entgegen und sehe, wie dem Jungen namens Luki Schweiß auf der Stirn perlt, wie er ungläubig hin und her schaut, sich windet und keinen Ausweg, auch nicht bei den anderen, findet. Also geht er, zuerst zögerlich, dann aber mutigen Schrittes zu Mascha, kniet mit einem Bein, legt ihr eine Hand auf den Kopf und spricht laut den verlangten Text. Dass er mit nur einem Knie gebeugt vor Mascha hockt, lassen wir ihm großzügig durchgehen.

Und nun Mascha: Mascha hebt mit lässiger Ruhe, fast eine Spur zu präventiös, meint selbstgefällig, aber nicht herablassend, eher wie selbstverständlich die rechte Pfote und legt sie wohlwollend in die Hand des immer noch knienden jungen Mannes. Und was macht Jolie? Jolie kommt angeprescht, sitzt neben Mascha und fordert mit gleicher Geste eine Handhabe heraus. Der junge Mensch ist völlig verdattert und weiß nicht weiter. Wie es aussieht, weiß er nicht so genau, was er darf und was er nicht darf, schielt nach mir, schielt nach den anderen. Ich klatsche und signalisiere ihm, er dürfe aufstehen, und alle fallen mit Klatschen und Johlen ein und die Hunde sind wie ausgelassen zwischen den Jugendlichen und lassen sich bewundern und setzen allenthalben auf ihr Lieblingstäuschungsmanöver, so zu tun, als gäbe es niemanden, der sie ansonsten streichele.

Ich sehe, wie der Luki sich ordnen muss, wie er seine Selbstsicherheit zurückgewinnen muss, wie er Anerkennung bei seinesgleichen sucht, wie er sucht nach einer Antwort, ob es eine Niederlage oder ein Sieg gewesen sein könnte. Schließlich wendet er sich langsam ab in die Hütte und kommt mit zwei Bierdosen in der Hand zu mir, und ich weiß nicht, ob eine Interpretation des Geschehens ihm durch den Kopf gegangen ist, oder ob ihm nur die gute Miene vor den anderen wichtig erscheint, das sonstige Geschehen als böses Spiel aber in ihm hängen geblieben ist.

Schön und gut.

Was wäre es *schön und gut* gewesen, wenn die Geschichte so gelaufen wäre. Aber ist sie nicht. Wie immer im Leben, man kann sich den Lauf der Ereignisse nicht aussuchen und nach seinem eigenen Gutdünken zurechtmachen. Erzähler können sich etwas ausdenken und versuchen, das Gesagte mit der Realität in Einklang zu bringen und damit in etwa der Wahrheit entsprechen.

Und ich? Was erzähle ich? Den reinsten Wunschtraum! Wie könnte auch so ein Mensch wie unsereiner einem Haufen verwehrloster

Jugendlicher Flötentöne zu einer Melodie komponieren, die von *Radio Wind* gesendet werden würde. Verwahrlost an Geist und Seele durch gesellschaftliche Verhältnisse, die im Wesentlichen einem Großteil der Jugendlichen außer Kälte und Perspektivlosigkeit keine Chance auf ein erträumtes Leben lässt, sie zwingt sich in dem, was ihnen zu treiben übrig gelassen wird und wohin sie getrieben werden, einen Sinn zu suchen, und sei er noch so abwegig.

Nach dem Büchsenwurf und der Pöbelelei suche ich in Wirklichkeit, jede weitere Eskalation vermeidend, die Hunde bei Fuß, stracks den Weg nach Hause, Lästereien und Gelächter im Rücken. Ja, es ist mir peinlich, nicht den leisesten Versuch unternommen zu haben, widerständig den Anfeindungen begegnet zu sein, nachzufragen, ob sie denn wirklich mich persönlich meinten.

Zu Hause angekommen, sitze ich und schaue aus dem Fenster, willens, die Geschichte aufzuschreiben. Vielleicht könnte ich in den nächsten Tagen wieder an die Hütte gehen, mit einem Fußball in petto und ihnen dann auch das Geschriebene vorlesen, sie vielleicht allmählich dazu bewegen zuzuhören und mit kritischen Beiträgen die Geschichte so zu bereichern, dass daraus wirklich ihre werden würde. Und der blonde Luki und seine wohl türkische Freundin wären besonders darüber erfreut, ein Kapitel über die inneren Bewegungen eines Erkenntniszugewinns einzufügen, am besten auch noch in allen Sprachen der Beteiligten als Leitkultur, der Leidkultur mit *D* entgegenzutreten.